

Tannen

Ein Portrait
von
Wilhelm Bode

NATURKUNDEN

*Gewidmet meinen Enkelkindern
Tilda und Levi*

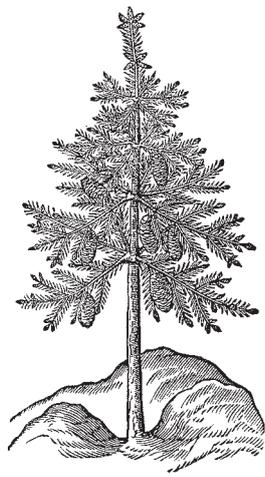
NATURKUNDEN № 67
herausgegeben von Judith Schalansky
bei Matthes & Seitz Berlin

Inhalt

Geliebte Unbekannte	7
Geduldig, und darum ewig jung	25
Dr. Jekyll und Mr. Hyde	45
Der Baum der Herzen	73
Fast ein Nachruf	97
The Wind of Change	115

Portraits

Weißtanne	132	Spanische Tanne	134
Griechische Tanne	136	Große Küstentanne	138
Nordmannstanne	140	Pazifische Edeltanne	142
Koloradotanne	144	Gemeine Fichte	146
Blaufichte	148	Douglasie	150
Literaturverzeichnis	152		
Abbildungsverzeichnis	154		



Geliebte Unbekannte

Die Deutschen lieben Bäume, doch ihr liebster ist ihnen unbekannt geblieben.

Dabei ist er seit mehr als 200 Jahren Lichterbaum, Treuebaum, Christbaum, ja sogar christlicher Weltenbaum in einem und wir bringen ihn alljährlich als Weihnachtsbaum in unser Wohnzimmer, wo er in der dunkelsten Zeit des Jahres Licht und Glanz, Nadelduft und unseren Herzen Wärme spendet. Auch wenn er als Gabenbaum zum Attribut eines kommerzialisierten Weihnachtsrummels geworden ist, bleibt er nahezu für jeden verbunden mit Erinnerungen an die eigene Kindheit.

Einmal im Jahr fühlen sich darum selbst Erwachsene ohne ihn, der in Wirklichkeit eine Sie ist, häufig ein Stück weit verlassen.

Es gibt sie schon längst aus Plastik – doch ehe wir gar ganz auf sie verzichten, nehmen wir sie auch so in Kauf, unsere geliebte Unbekannte! Auf diese unbekannte Liebe reimte der Frankfurter Lyriker, Satiriker und Karikaturist Robert Gernhardt (1937–2006), ein Joachim Ringelnatz unserer Zeit, ein Spott-Rätsel:

*Da ist ein Baum,
ist immer grün,
wächst nicht in der Savanne.*

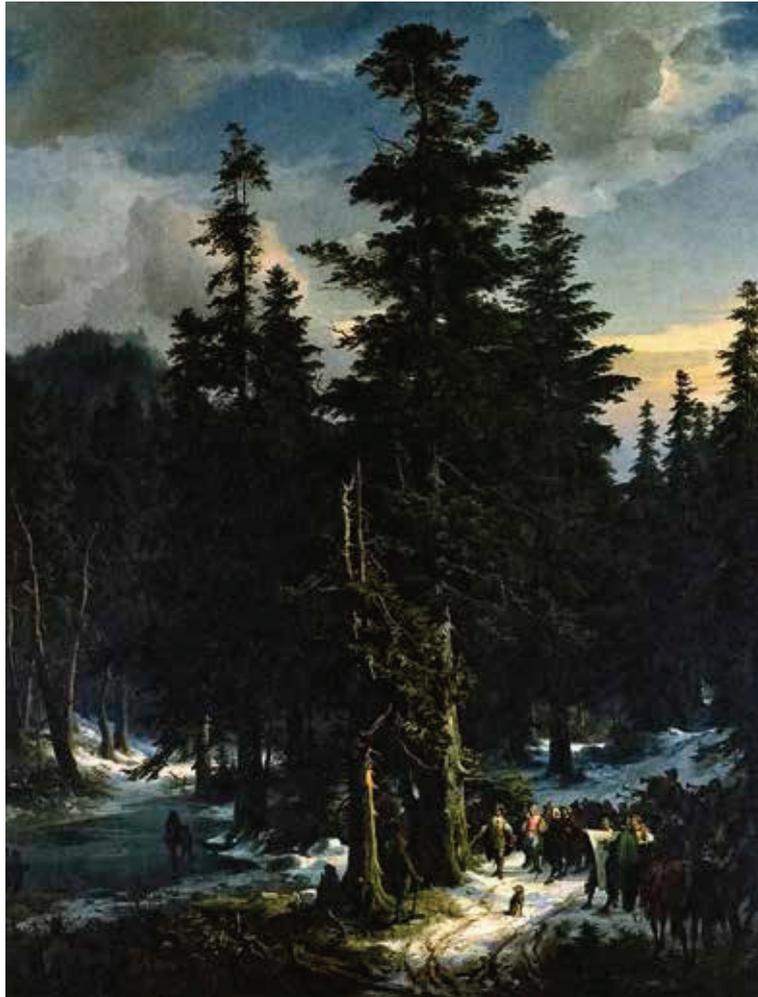
*Wächst da, wo Deutschlands Blumen blühen,
und winters auf ihm Kerzen glühn –
wie heißt der Baum?
»Marianne?«*

So leicht ihr richtiger Name in diesem Vers zu erraten ist, so schwer macht sie es uns, im Wald erkannt zu werden. Die Tanne ist immergrün benadelt wie die meisten ihrer botanischen Verwandten, trägt Zapfen und wächst so kerzengerade wie die meisten ihrer Familie. Doch es gibt davon zu viele verschiedene, um sie auseinanderzuhalten, sagt sich der Laie beim Blick in unsere Gärten mit Koniferen aus aller Welt. Und ausgerechnet diese, allen gemeinsamen Merkmale besingen wir in dem einzigen Volkslied, das wirklich noch jeder kennt:

*O Tannenbaum, o Tannenbaum,
wie treu (grün) sind Deine Blätter.
Du grünst nicht nur zur Sommerszeit,
nein, auch im Winter, wenn es schneit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
wie treu (grün) sind Deine Blätter.*

*O Tannenbaum, o Tannenbaum,
du kannst mir gut gefallen.
Wie oft hat nicht zur Weihnachtszeit
ein Baum von Dir mich hocheufreut!
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
du kannst mir sehr gefallen.*

*O Tannenbaum, o Tannenbaum,
dein Kleid will mich was lehren:*



Unter Fanfarenstößen wird die Axt an eine der letzten mächtigen Weißtannen im Thüringer Wald gelegt. Friedrich Preller der Ältere, Fällung des ersten Baumes für den Schlossbau, Mitte des 19. Jahrhunderts.

*Die Hoffnung und Beständigkeit
gibt Trost und Kraft zu jeder Zeit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
dein Kleid will mich was lehren.*

Der Text dieses populären Weihnachtsliedes, meinem Empfinden nach eines der schönsten Volkslieder, hat etliche Wandlungen erfahren, bevor er zum Kernbestand deutschen Liedgutes wurde. Er geht zurück auf ein vom evangelischen Komponisten Melchior Franck (1579–1639) in seiner Liedersammlung zitiertes schlesisches Volkslied.

Im *Deutschen Liederhort* aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, der nach seinen Herausgebern kurz *Erk-Böhme* genannt wird, den Brüder Grimm des deutschen Liedgutes, findet sich das Lied als Fragment unter dem Titel *Es hieng ein Stallknecht seinen Zaum*. Wenn es auch noch keinen Bezug zum Weihnachtsfest hat, so wird doch das Immergrüne des Tannenbaums darin bereits besungen:

*O Tanne! du bist ein edler Zweig,
Du grünest Winter und die liebe Sommerzeit.
Wenn alle Bäume dürre sein,
so grünest du, edles Tannenbäumelein.*

Ebendieses Motiv wurde bereits Anfang des 19. Jahrhunderts in einem westfälischen, niederdeutschen Lied aufgegriffen und lieferte August Zarnack (1777–1827) die Vorlage für ein Liebeslied, in dem die beständige Tanne in der ersten Strophe in sinnbildlichen Gegensatz zur untreuen Geliebten gestellt wird. Der

Leipziger Organist Ernst Anschütz (1780–1861) verwandelte es durch das Hinzufügen zweier weiterer Strophen in ein Weihnachtslied, das noch immer von der ursprünglichen Liebesbotschaft seines Vorgängers durchdrungen ist.

Die Melodie wiederum geht auf das 16. Jahrhundert zurück, war zunächst ein Zimmermanns- und spätestens ab 1799 dann ein Trink- und Studentenlied. Sie ist so eingängig, dass sie bis heute weiterlebt, wenn auch mitunter eigenwillig und lautstark schräg intoniert. Die einprägsame Tonfolge war seit jeher der Grund, Spotttexte mit ihr zu unterlegen, sei es zur Abdankung von Kaiser Wilhelm II. oder von Schülerwitzen. Sie brachte es ihrer Einfachheit wegen sogar zur Nationalhymne mehrerer amerikanischer Bundesstaaten, von Michigan, Iowa, Maryland und Florida, und schlussendlich zum Kampflied der Internationalen Arbeiterbewegung. Es ist das Zusammenspiel vom Lob des Immergrünen und einer Ohrwurmmelodie, die *O Tannenbaum, o Tannenbaum* unsterblich macht.

Trotz einer inbrünstigen Baumverehrung ist den meisten die heimische Tanne (*Abies alba*) eine Unbekannte, denn zu Weihnachten besingen wir seit alters her unwissentlich fast ausschließlich andere Nadelbäume, bis etwa in die 70er-Jahre sogar überwiegend die gemeine Rotfichte, eine entfernte Verwandte und ein Allerweltsbaum aus unseren naturfernen Wirtschaftswäldern. Sie ist nicht erst seit dem Klimawandel zu einer milliardenfachen forstlichen Zukunftslast geworden. Wofür die Fichte freilich nichts kann, sondern allein die Forstwirtschaft verantwortlich ist, die sie leichtfertig und wider besseres Wissen im Flachland und in submontanen Hügellagen



Der deutsche Wald ist von Natur aus arm an Baumarten. Neben den seltenen Tannen nehmen heute allein Fichten, Kiefern und Lärchen die Hälfte seiner Fläche ein.

ansiedelte, die ihr nicht zusagen und wo sie heute dem Klimawandel erliegt.

Denn die gedankenlose Anpflanzung der Fichte freut besonders die durch die ansteigenden Temperaturen begünstigten natürlichen Antagonisten, namentlich die wenige Millimeter großen Borkenkäfer. Sie machen sich seit einigen Jahren wie ein Milliardenheer über sie her. In den höher gelegenen heimischen Bergmischwäldern konnten sie bislang noch nichts anrichten, weil sie mindestens vier Generationswechsel in einer Vegetationsperiode brauchen, um sich in ein gefräßiges Heer zu verwandeln. Der Borkenkäferbefall ist also schlicht ein selbst verursachtes Problem der Forstwirtschaft durch die flächendeckende Anpflanzung der Fichten im wärmeren Hügel- und Flachland mit seinen kurzen Wintern.

Doch auch der spätestens jetzt anstehende Abschied von der Ersatztanne Fichte wird unserer Weihnachtskultur in der Zukunft keinen Abbruch tun. Bereits seit den 70ern ermöglichte der Wohlstand, die ziemlich stachlige Fichte, die in der geheizten Wohnung schnell zu nadeln beginnt, durch eine kaukasische Tanne, die sogenannte Nordmannstanne, zu ersetzen – ungeachtet ihres deutlich höheren Preises für den kurzzeitigen Lichterglanz. Sie kommt aus eigens dafür angelegten Baumplantagen, die den Weihnachtsbaum-Bauern veritablen Gewinn einbringen. Ihre am Zweig seitlich gescheitelten Nadeln fühlen sich weich an und nadeln kaum – eine Eigenschaft, die den Herstellern von Staubsaugern ein technisch bis dahin nur unzureichend gelöstes Problem abnahm.

Der herzerwärmende Brauch des immergrünen Lichterbaums ist unzweifelhaft eine deutsche Erfindung, die unter

anderem dazu beitrug, dass die Deutschen glaubten, sich besonders mit dem Wald verbunden zu fühlen. Die Tradition stammt aus dem Oberrheingraben, dem Grenzgebiet zwischen Schwarzwald und Elsass, und wurde erst um 1800 zunächst vom Adel und bald darauf in ganz Europa übernommen. Sie wurzelt in dem Immergrün der Tanne, eine Eigenschaft, die bereits in der Antike die Verwendung von Buchsbäumen, Stechpalmen, Fichten oder Föhren für Kultzwecke in der vegetationslosen Jahreszeit nahegelegt hatte, wenn auch noch nicht als weihnachtlicher Lichterbaum.

Es war die heimische Weißtanne, die man als erste zum Weihnachtsbaum machte, denn eben dort, im Oberrheingraben, gab es sie in den angrenzenden Vogesen und dem Schwarzwald recht häufig. Sie war die heimische, die Gebirgswälder prägende Nadelbaumart neben der unbedeutenderen Fichte in den natürlichen Laub-Nadel-Bergmischwäldern mit Buchen und Ahorn. Das waren Mischwälder, wie sie sich Waldbesucher und Naturschützer schon immer wünschten – und das werden sie auch angesichts des Klimawandels in den Gebirgs- und sogar Hügellandschaften der Zukunft tatsächlich sein – sogar mit der Tanne vermutlich.

Ausgerechnet die gemeine Fichte trug maßgeblich dazu bei, die Tanne aus ihren natürlichen Wuchsgebieten zu verdrängen, und landete wie ein Wesen von einem anderen Stern in unserer Wohnstube. Im Flach- und Hügelland ein standortfremder Exot, der von Natur aus nicht dahin gehörte, kündete sie nicht nur für Caspar David Friedrich (1774–1840), den präzisen Beobachter und bekanntesten romantischen Maler des 19. Jahrhunderts, von der ›Neuen Zeit‹, der Aufklärung. Für



*Auf dem Tetschener Altar von Caspar David Friedrich (1807/1808)
wendet sich Christus vom Betrachter ab und der Vergangenheit,
der untergehenden Sonne, zu. Die Fichten erklimmen den Berg als
Vorbote einer ungewissen Zukunft.*

ihn war die Fichte der marschierende Vorbote unaufhaltsamer Veränderungen nicht nur des Waldes an der Schwelle zur Waldbauzeit durch die ›rationelle Forstwirtschaft‹, sondern des tiefgreifenden Wandels der heimatlichen Landschaft und des

biedermeierlichen Lebens, sowie eine Bedrohung seiner tiefen Gläubigkeit. Sie war für ihn die pflanzliche Personifizierung des aufklärerischen Furors kalter Rationalität, die Verkörperung des Gedankenguts eines Baron de Montesquieu, René Descartes, John Locke, Immanuel Kant, Adam Smith, Napoleon Bonaparte u. v. a. Doch sie verkörperte nicht nur die allgegenwärtige Veränderung der Landschaft, sondern machte Tannen und Buchen auch tatsächlich deren natürlichen Platz im Wald streitig im Namen eben dieser ›rationellen‹ Forstwirtschaft.

Als Friedrich 1807/1808 eines seiner berühmtesten Gemälde schuf, den Tetschener Altar, wusste er, der sich bisher vor allem im tannenfreien Norden aufgehalten hatte, noch nicht die feinen Unterschiede in der Gestalt junger Tannen und Fichten zu erfassen. In seiner eigenen Bildbeschreibung heißt es: »Immergrün, durch alle Zeiten während, stehen die Tannen um das Kreuz wie die Hoffnung der Menschen auf ihn, den Gekreuzigten« – obwohl er doch Fichten gemalt hatte. Sie erklimmen auf dem Tetschener Altar wie Eroberer die Spitze des Berges, auf dem der Gekreuzigte sich vom Betrachter ab- und der untergehenden Zeit, der Abendsonne, zuwendet. Das Gemälde war ein öffentlicher Skandal erster Ordnung und veranlasste den Kammerherrn Basilius von Ramdohr, den führenden Kunstkritiker der Zeit, zum empörten Ausruf: »Alle Regeln der Optik sind verletzt! Man sieht den Wald vor lauter Reisern nicht.«

Es waren Fichten, die tatsächlich die Landschaft tiefgreifender als in tausend Jahren zuvor veränderten. Caspar David Friedrich malte sie im Verlauf seines späteren Lebens nicht zufällig immer wieder. Zu eben jener Zeit, die den Deutschen später

eine besondere Beziehung und romantische Liebe zum Wald andichtete. Doch während Dichter, Maler und Komponisten begannen, Kobolde und andere Märchengestalten sowie ihre eigene Seele im Waldesdunkel zu suchen, wurden zeitgleich die Reste der natürlichen Wälder durch die ›rationelle‹ Forstwirtschaft gründlich beseitigt. Eine Forstwirtschaft, die sich angeblich der Nachhaltigkeit verschrieben hatte, aber nur die Einnahmen merkantilistischer Fürstentümer durch Steigerung der Nutzholzversorgung vermehren wollte. Weder der Wald noch die sozialen Bedürfnisse der Landbevölkerung oder das Landschaftsbild der Heimat waren für sie dabei von Interesse. Tatsächlich hängt diese damals wie heute den Deutschen nachgesagte Waldliebe mit dem Verlustgefühl ihrer romantisch anmutenden Waldheimat zusammen. Sie zeigt sich in Friedrichs Werk als wehmütiger Nachruf und nicht als immergrüner Hoffnungsschimmer auf eine unbekannte Zukunft. Der Wald wurde also erst romantisches Motiv, als die natürlichen Wälder im Dienst aufklärerischer Zukunftsverheißung zerstört wurden, und gerade deshalb. Die Romantik spiegelte die um sich greifende Angst vor dieser Veränderung und dem mit ihr einhergehenden Verlust des Heimatlichen und Gewohnten wieder. Das war ihr Kern, den Caspar David Friedrich im Tetschener Altar mithilfe einer Metapher, nämlich der Fichte, zum Motiv erhob, obwohl er sie für Tannen hielt. Die später berühmt gewordene ›German Angst‹ hat aktuell wieder einmal leichtes Spiel angesichts vermeintlicher Überfremdung, voranschreitender Globalisierung, allgegenwärtiger Digitalisierung, dem überall spürbaren Klimawandel und vielem mehr. Sie findet sich damals wie heute im Schlagwort vom ›Heimatverlust‹ wieder.



Sind die Samenschuppen der Tanne verweht, ragt allein die nackte Spindel in den Himmel. Der Zeichner verwechselte hier allerdings den Weißstannenzweig mit dem der Pazifischen Edeltanne, um 1885.

In jener Zeit gründet auch die Verwechslung von Weißtan-
nen und Rotfichten, die Caspar David Friedrich selbst im Laufe
seines Schaffens zu unterscheiden lernte, im Volksbewusstsein
aber bis heute fest verankert ist. Wer erkennt schon den gelieb-
ten Tannenbaum an seinen botanischen Merkmalen? Der ›Dan-
nebaum‹ bezeichnete in Sachsen die Föhre und mit dem Wort
›Tannenbäume‹ waren in nahezu sämtlichen Mittelgebirgen
später Fichtenwälder gemeint. Die Förster widersprachen dem
Volksmund nicht, als der aus der Fichte die ›Rottanne‹ machte.
Die Weißtanne von der Fichte botanisch zu unterscheiden, ist
allerdings ziemlich einfach, denn ihre Zapfen stehen auf den
Zweigen und hängen nicht herab; ihre Nadeln sind weich und
flach, nicht vierkantig und stachelig wie die der Fichte. Auch
die Silhouette einer alten Tanne gibt sich noch auf große Di-
stanz dem ungeübten Laien zu erkennen, bildet sie doch als
einzige Konifere eine typische Storchennestkrone, die sie von
der spitzkronigen Fichte unterscheidet.

Wie hartnäckig sich das Unwissen über die Weißtanne hält,
zeigt sich in verblüffender Weise am Beispiel der in Südwest-
deutschland beliebten Biermarke *Tannenzäpfle* aus der Braue-
rei Rothaus im Schwarzwald, der immer noch tannenreichsten
Region Deutschlands. Das Flaschenetikett ihres erfolgreichen
Tannenzäpfle-Biers zeigt unverwechselbar – Name hin, Name
her – einen Zweig mit hängenden Fichtenzapfen. Autorinnen
von Kinderbüchern schicken derweil ihre junge Leserschaft
zum Sammeln von Tannenzapfen in den Winterwald und
Schwarzwald-Reiseführer ermuntern gar zum ›Burgenbauen
mit Tannenzapfen‹. Doch die Zapfen der Tanne liegen nicht auf

dem Waldboden herum, sie zerfallen vielmehr auf dem Zweig. Ihre Samenschuppen lösen sich nach der Samenreife und hinterlassen lediglich eine gerupfte Spindel, die nichts mehr mit einem Zapfen gemeinsam hat, sondern eher einer Kerze am weihnachtlichen Lichterbaum gleicht. Und nicht einmal diese Spindeln fallen vom Baum, sie zersetzen sich allmählich am Zweig – was ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal aller Tannen, der Unterfamilie *Abietoideae*, ist. Zapfen, die herunterfallen und die man verbrennen kann, stammen immer von Kiefern und Fichten.

Auch die Bezeichnung des Vogels ›Tannenhäher‹ geht auf einen Irrtum zurück, wie so viele andere im Zusammenhang mit der Tanne. Der Vogel ist bei uns zwar bisweilen im Tannen-Bergmischwald anzutreffen, tatsächlich aber ein weit verbreiteter, mittelgroßer Rabenvogel, dessen Lebensraum von Japan über den borealen Nadelwald mit Fichte und Kiefer bis in die Westalpen reicht. Die Tanne muss also nicht nur für märchenhafte Erzählungen, sondern auch für manifeste Irrtümer herhalten. Ich möchte daher etwas Licht ins Dunkel unseres schönsten und darum auch Edeltanne genannten Baums bringen. Und damit auch ein wenig Licht ins Dunkle unserer angeblich ›typisch deutschen‹ Waldliebe sowie unserer Forstgeschichte mit ihrer heutigen Forstwirtschaft, die dieses Waldmärchen aus Eigennutz nur zu gerne weiterspinn.

Die Zeit der Romantik war also die Geburtsstunde des sogenannten Altersklassenwaldes aus meist in Reih und Glied angepflanzten und darum gleichaltrigen Fichten- oder Kiefern-Monokulturen. Eine Anbauweise, die dem Ackerbau zum